



Unverkäufliche Leseprobe

Derek Landy

Der Gentleman mit der Feuerhand
Skulduggery Pleasant



Aus dem Englischen übersetzt von Ulla Höfker
14,0 x 21,5 cm, Hardcover mit Schutzumschlag und Leseband
344 Seiten, ab 12 Jahren, September 07
16,90 EUR [D]
17,40 EUR [A], 29,90 CHF
ISBN: 978-3-7855-5922-2

www.skulduggerypleasant.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2007 Loewe Verlag, Bindlach



SO KLEIN UND GANZ ALLEIN

Am Nachmittag fuhren Stephanie und ihre Mutter die Viertelstunde von Haggard hinaus zu Gordons Landgut. Die Mutter öffnete die Haustür und trat dann einen Schritt zurück.

„Die Hausbesitzerin zuerst“, sagte sie mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung, und Stephanie trat ein. Sie sah sich nicht als Eigentümerin des Hauses, die Vorstellung war zu gewaltig, zu bescheuert. Wie konnte sie, selbst wenn ihre Eltern rein technisch gesehen die Verwalter waren, bis sie 18 wurde, ein Haus besitzen? Wie viele Kinder in ihrem Alter besaßen Häuser?

Nein, die Vorstellung war wirklich zu bescheuert. Zu fremd. Zu verrückt. Genau das, was Gordon für völlig normal gehalten hätte.

Das Haus war groß und still und leer. Plötzlich erschien Stephanie alles ganz neu, und sie merkte, dass sie anders als sonst auf die Möbel und Teppiche und Bilder reagierte. Gefiel es ihr hier? War ihr diese Farbe oder jener Stoff angenehm? Eines musste man Gordon lassen, er hatte ein gutes Auge gehabt. Stephanies Mutter stellte fest, dass sie nur sehr wenig verändern würde, wenn überhaupt. Einige der Bilder waren ihr vielleicht etwas zu unruhig, doch

alles in allem war die Einrichtung von einer zurückhaltenden Eleganz und strahlte Klasse aus, wie es für ein Haus von diesem Format angemessen war.

Sie wussten noch nicht, was sie tun sollten. Sämtliche Entscheidungen in Zusammenhang mit diesem Haus waren Stephanie überlassen, doch ihre Eltern mussten auch noch über die Villa nachdenken. Insgesamt drei Häuser zu besitzen, schien etwas übertrieben. Ihr Vater hatte vorgeschlagen, die Villa zu verkaufen, doch ihre Mutter hätte sich von einem so idyllischen Ort nur sehr ungern getrennt.

Sie hatten in diesem Zusammenhang auch über Stephanies Ausbildung gesprochen, und sie wusste, dass *das* Thema noch lange nicht vom Tisch war. Kaum hatten sie Mr Fedgewicks Büro verlassen, hatten die Eltern sie auch schon ermahnt, sich das alles nicht zu Kopf steigen zu lassen. Die jüngsten Ereignisse dürften nicht bedeuten, dass sie nicht mehr zu lernen, keine Pläne mehr fürs College zu machen bräuchte. Sie müsse auf eigenen Beinen stehen, sagten sie, müsse in der Lage sein, ihr Leben auch unabhängig von der Erbschaft zu meistern.

Stephanie ließ sie reden, nickte ab und zu und murmelte Zustimmung, wenn Zustimmung erwartet wurde. Sie machte sich nicht die Mühe, ihnen zu erklären, dass das College für sie eine Selbstverständlichkeit war, um ihren eigenen Weg in der Welt zu finden und irgendwie aus Haggard herauszukommen. Sie hatte nicht vor, ihre Zukunft in den Sand zu setzen, nur weil sie mit 18 zu Geld kommen würde.

Stephanie und ihre Mutter hielten sich so lange im

Erdgeschoss auf, dass es schon fünf Uhr war, als sie endlich nach oben gehen wollten. Sie beschlossen, es für diesen Tag gut sein zu lassen, sperrten das Haus ab und gingen zum Wagen. Als sie einstiegen, platschten die ersten Regentropfen auf die Windschutzscheibe. Stephanie schnallte sich an, und ihre Mutter drehte den Zündschlüssel um.

Der Motor spuckte ein wenig, stöhnte kurz und gab dann keinen Mucks mehr von sich. Ihre Mutter schaute sie an.

„O-oh.“

Sie stiegen wieder aus, gingen um den Wagen herum und öffneten die Motorhaube.

„Er ist zumindest noch da“, meinte die Mutter mit Blick auf den Motorblock.

„Kennst du dich denn mit Motoren aus?“, fragte Stephanie.

„Dafür habe ich einen Mann“, erwiderte die Mutter, „... damit ich mich darum nicht kümmern muss. Motoren und Regale, dafür wurde der Mann erfunden.“

Stephanie nahm sich vor, etwas über Motoren in Erfahrung zu bringen, noch bevor sie 18 war. Um die Regale machte sie sich weniger Sorgen.

Ihre Mutter wühlte in ihrer Tasche nach ihrem Handy und rief den Vater an, doch der war auf einer Baustelle und konnte vor Einbruch der Dunkelheit unmöglich dort weg. Sie gingen zurück ins Haus, von wo aus die Mutter einen Mechaniker verständigte, auf den sie allerdings eine Dreiviertelstunde warten mussten.

Der Himmel war grau und düster, und es regnete hef-

tig, als der Pick-up um die Ecke bog. Die Mutter zog ihre Jacke über den Kopf und lief hinaus. Im Führerhaus des Wagens sah Stephanie einen großen Hund, der dem Mechaniker nachschaute, als dieser ausstieg, um sich ihr Auto anzusehen. Ein paar Minuten später kam ihre Mutter völlig durchnässt wieder ins Haus gerannt.

„Er kann es hier nicht reparieren“, sagte sie und wrang ihre Jacke auf der Schwelle aus, „deshalb schleppt er es in die Werkstatt. Es sollte nicht allzu lang dauern, bis er den Wagen wieder flott hat.“

„Haben wir in dem Pick-up beide Platz?“

„Du kannst auf meinem Schoß sitzen.“

„Mum!“

„Oder ich auf deinem, wie du willst.“

„Kann ich hierbleiben?“

Die Mutter sah sie an. „Allein?“

„Bitte! Du hast eben gesagt, dass es nicht lange dauert, und ich würde mich hier gern noch einmal umschaun, nur ich allein.“

„Ich weiß nicht, Steph...“

„Bitte! Ich bin nicht das erste Mal allein. Und ich mach auch nichts kaputt, ich schwör's.“

Ihre Mutter lachte. „Also gut. In einer Stunde sollte ich wieder da sein. Ist das okay? Höchstens eineinhalb Stunden.“

Ihre Mutter gab ihr einen Kuss auf die Wange. „Ruf mich an, wenn du etwas brauchst.“

Sie lief wieder nach draußen und sprang zu dem Hund ins Führerhaus, der sofort begann, ihr das Gesicht abzulecken. Stephanie schaute ihrem am Abschleppseil hän-

genden Wagen nach, bis er aus ihrem Blickfeld verschwand.

Jetzt, wo sie allein war, hatte sie doch wieder Lust, das Haus weiter auszukundschaften. Sie ging die Treppe hinauf und direkt in Gordons Arbeitszimmer.

Seamus T. Steepe, sein Verleger von *Arc Light Books*, hatte am Vormittag angerufen, kondoliert und gefragt, wie weit Gordons letztes Buch gediehen sei. Ihre Mutter hatte versprochen nachzusehen, ob Gordon es zu Ende gebracht hatte, und gesagt, sie würde es ihm schicken, falls dem so sei. Mr Steepe lag sehr viel daran, das Buch in die Buchhandlungen zu bekommen, da er sicher war, dass es sich auf die Bestsellerliste katapultieren und lange Zeit dort bleiben würde. „*Tote Schriftsteller verkaufen sich wie verrückt*“, hatte er gesagt, als sei Gordons Tod eine clevere Marketingstrategie gewesen.

Stephanie öffnete die Schreibtischschublade und fand das Manuskript in einem ordentlichen Stapel. Vorsichtig, damit nichts durcheinanderkam, zog sie es heraus und legte es auf den Schreibtisch. Auf der ersten Seite stand fett gedruckt der Titel, weiter nichts.

Und Dunkelheit brach über sie herein

Das Manuskript war dick und schwer, wie alle Werke von Gordon. Die meisten davon hatte sie gelesen, und von einigen hochtrabenden Stellen einmal abgesehen, hatten sie ihr ganz gut gefallen. Die Geschichten handelten meist von Menschen, die Erstaunliches und Wunderbares vollbringen konnten, und von den unerklärlichen

und schrecklichen Ereignissen, die unvermeidlich zu ihrem spektakulären und grausamen Tod führten. Ihr war aufgefallen, dass ihr Onkel meist einen starken und edlen Helden auftreten ließ und dieser im Verlauf des Buches systematisch brutal bestraft wurde, um ihm jegliche Arroganz und Selbstüberschätzung zu nehmen, sodass er am Ende ganz bescheiden war und seine Lektion gelernt hatte. Und dann ließ Gordon ihn über die Klinge springen, meist auf die unwürdigste Art und Weise. Manchmal hatte Stephanie fast geglaubt, den Onkel verschmitzt lachen zu hören, während sie las.

Sie hob die Titelseite ab und legte sie vorsichtig mit der Schrift nach unten neben das Manuskript. Dann begann sie zu lesen. Sie hatte nicht vorgehabt, sich länger damit zu beschäftigen, doch bald verschlang sie jedes Wort; das Knarren des alten Hauses und das Rauschen des Regens drangen nicht mehr zu ihr durch.

Als ihr Handy klingelte, fuhr sie zusammen. Sie hatte zwei Stunden gelesen! Sie drückte auf den Knopf und hob das Telefon ans Ohr.

„Hallo, meine Kleine“, kam die Stimme ihrer Mutter. „Alles in Ordnung?“

„Ja. Ich lese.“

„Du liest doch nicht eines von Gordons Büchern, Steph, oder? Er schreibt über grausige Monster und das ganze unheimliche Zeug und über böse Menschen, die noch bössere Dinge tun. Davon kriegst du nur Alpträume!“

„Nein, Mum, ich ... ich lese im Wörterbuch.“

Selbst aus der kurzen Pause am anderen Ende war die Skepsis herauszuhören. „Im Wörterbuch? Tatsächlich?“

„Ja“, erwiderte Stephanie. „Wusstest du, dass Knopper ein Wort ist?“

„Du bist noch merkwürdiger als dein Vater, weißt du das?“

„Ich hab so etwas vermutet ... Ist das Auto fertig?“

„Nein, deshalb rufe ich auch an. Sie kriegen es nicht hin, und die Straße zu dir raus ist überflutet. Ich nehme mir ein Taxi, so weit es geht, und versuche dann, irgendwie zu Fuß rauszukommen. Aber es wird noch mal zwei Stunden dauern. Mindestens.“

Stephanie witterte ihre Chance. Schon als kleines Mädchen war sie lieber allein gewesen als in der Gesellschaft anderer Menschen, und ihr wurde bewusst, dass sie noch nie eine Nacht ohne ihre Eltern verbracht hatte. Sie waren immer in der Nähe gewesen. Das war der Geschmack der Freiheit, fast konnte sie ihn auf der Zunge spüren.

„Mach dir keinen Stress, Mum. Das brauchst du nicht. Ich komme hier gut ohne dich klar.“

„Ausgeschlossen! Ich kann dich doch in einem fremden Haus nicht allein lassen!“

„Es ist kein fremdes Haus, es ist das von Gordon, und es ist völlig in Ordnung. Es macht doch keinen Sinn, dass du bei diesem Regen versuchst, hier rauszukommen.“

„Liebes, ich brauche nicht lang.“

„Du wirst ewig brauchen. Wo ist denn die Straße überflutet?“

Wieder eine kurze Pause. „Bei der Brücke.“

„Bei der Brücke? Und du willst von der Brücke bis hierher zu Fuß gehen?“

„Wenn ich jogge ...“

„Mum, das ist doch Quatsch. Sag Dad, er soll dich von der Werkstatt abholen.“

„Bist du sicher, Liebes?“

„Mir gefällt es hier. Ehrlich. Okay?“

„Na gut“, stimmte ihre Mutter widerstrebend zu. „Aber gleich morgen früh komme ich und hole dich, ja? Wie ich gesehen habe, waren in den Schränken noch Lebensmittel. Du kannst dir also etwas zu essen machen, wenn du Hunger hast.“

„Alles klar. Dann bis morgen.“

„Ruf an, wenn du etwas brauchst, und sei es auch nur jemand zum Reden.“

„Mach ich. Gute Nacht, Mum.“

„Ich hab dich lieb.“

„Ich weiß.“

Stephanie beendete die Verbindung und grinste. Sie steckte das Handy wieder in ihre Jackentasche, legte die Füße auf den Schreibtisch, lehnte sich gemütlich im Sessel zurück und las weiter.

Als sie wieder aufschaute, stellte sie überrascht fest, dass es fast Mitternacht war und der Regen aufgehört hatte. Wenn sie jetzt zu Hause wäre, läge sie längst im Bett. Ihre Augen brannten, und sie musste blinzeln. Sie stand auf und ging hinunter in die Küche. Bei all seinem Reichtum und Erfolg und seinem extravaganten Geschmack war Gordon in Essensdingen ein ziemlicher Durchschnittstyp gewesen, und dafür war sie nun dankbar. Das Brot war alt und das Obst schon etwas überreif, aber es gab Kekse und Müsli, und die Milch im Kühlschrank war noch bis zum nächsten Tag haltbar. Stephanie stellte sich

ihre Mahlzeit zusammen und ging damit ins Wohnzimmer, wo sie den Fernseher anstellte. Sie setzte sich auf die Couch und wollte es sich gerade so richtig bequem machen, als das Telefon klingelte.

Sie schaute es an. Es stand auf dem Tisch neben ihrem Ellbogen. Wer konnte das sein? Wer wusste, dass Gordon tot war, würde nicht anrufen, und sie hatte keine Lust, es jemandem sagen zu müssen, der es noch nicht wusste. Es könnten natürlich auch ihre Eltern sein, aber warum versuchten die es nicht auf ihrem Handy?

Da es als neue Besitzerin des Hauses wohl ihre Pflicht war, an ihr eigenes Telefon zu gehen, nahm sie ab. „Hallo?“

Stille.

„Hallo?“, sagte Stephanie noch einmal.

„Wer ist da?“, fragte eine Männerstimme.

„Tut mir leid“, erwiderte Stephanie. „Wen möchten Sie denn sprechen?“

„Wer ist da?“, fragte die Stimme noch einmal, und dieses Mal schwang Ärger mit.

„Falls Sie Gordon Edgley sprechen wollen, muss ich Ihnen leider mitteilen, dass er ...“

„Ich weiß, dass Edgley tot ist“, unterbrach der Mann sie unwirsch. „Wer bist du? Dein Name?“

Stephanie zögerte. „Warum wollen Sie das wissen?“

„Was tust du in dem Haus? Warum bist du in seinem Haus?“

„Wenn Sie morgen noch einmal anrufen wollen ...“

„Das will ich nicht! Okay? Hör zu, Mädchen, wenn du die Pläne meines Meisters durcheinanderbringst, wird er

sehr wütend, und er ist keiner, den man wütend machen will. Hast du das verstanden? Und jetzt sag mir, wer du bist!“

Stephanie merkte, dass ihre Hände zitterten. Sie zwang sich dazu, tief durchzuatmen, und bald trat Wut an die Stelle ihrer Nervosität. „Mein Name geht Sie nichts an“, sagte sie. „Wenn Sie mit jemandem sprechen wollen, rufen Sie morgen zu einer vernünftigen Zeit noch einmal an.“

„So redet niemand mit mir!“, zischte der Mann.

„Gute Nacht“, sagte Stephanie bestimmt.

„So redet *niemand* ...“

Stephanie legte den Hörer auf. Plötzlich war die Vorstellung, die ganze Nacht allein im Haus ihres Onkels zu verbringen, nicht mehr ganz so verlockend wie zu Anfang. Sie überlegte, ob sie ihre Eltern anrufen sollte, fand diese Reaktion dann aber auch kindisch. Kein Grund, sie zu beunruhigen, dachte sie, kein Grund, sie wegen so etwas zu beun...“

Jemand hämmerte an die Haustür.

„Aufmachen!“, kam die Stimme des Mannes, dann wurde weitergehämmert.

Stephanie stand auf und schaute vom Wohnzimmer aus in den Flur. Durch das gefrostete Glas um die Haustür herum erkannte sie einen dunklen Schatten.

„Mach die verdammte Tür auf!“

Stephanie wich zum Kamin zurück. Ihr Herz klopfte wie verrückt. Er wusste, dass sie hier drin war; es hatte keinen Zweck, so zu tun, als sei sie nicht da, doch vielleicht würde er aufgeben und gehen, wenn sie sich ganz

still verhielt. Sie hörte ihn fluchen, und das Hämmern wurde so heftig, dass die Tür zitterte.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“, rief Stephanie.

„Mach die Tür auf!“

„Nein!“ Zu schreien tat gut, sie konnte dahinter ihre Angst verbergen. „Ich rufe die Polizei! Ich rufe jetzt gleich die Polizei!“

Das Hämmern hörte augenblicklich auf, und sie sah, dass der Schatten sich von der Tür entfernte. War es das gewesen? Hatte sie ihm mit dieser Drohung eine solche Angst eingejagt, dass er sich davonmachte?

Die Hintertür fiel ihr ein – war sie abgeschlossen? Natürlich war sie abgeschlossen, sie *musste* abgeschlossen sein. Aber Stephanie war sich nicht sicher. Sie griff nach einem Schürhaken und streckte die andere Hand nach dem Telefon aus, als neben ihr ans Fenster geklopft wurde.

Sie schrie auf und machte einen Satz rückwärts. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, aber draußen war es stockfinster. Sie konnte absolut nichts erkennen.

„Bist du allein?“, kam die Stimme. Sie klang spöttisch, spielte mit ihr.

„Verschwinden Sie!“, sagte Stephanie laut und hielt den Schürhaken hoch, damit er ihn sehen konnte. Der Mann lachte.

„Was willst du denn damit?“, fragte er von draußen.

„Ihnen den Schädel einschlagen!“, kreischte Stephanie voller Angst und Wut. Wieder hörte sie ihn lachen.

„Ich will einfach nur rein“, sagte er. „Mach mir die Tür auf, Mädchen, und lass mich rein.“

„Die Polizei wird gleich hier sein.“

„Du lügst.“

Sie konnte hinter der Scheibe immer noch nichts erkennen, doch er sah alles. Sie ging zum Telefon und riss den Hörer von der Gabel.

„Tu das nicht“, kam die Stimme.

„Ich rufe die Polizei.“

„Die Straße ist überschwemmt, Kleine. Wenn du die Bullen rufst, trete ich die Tür ein und bring dich um, Stunden, bevor sie hier sind.“

Die Angst verwandelte sich in Panik, und Stephanie erstarrte. Gleich würde sie anfangen zu heulen. Sie spürte es, die Tränen standen ihr schon in den Augen. Sie hatte seit Jahren nicht mehr geweint. „Was wollen Sie?“, fragte sie in die Dunkelheit. „Warum wollen Sie reinkommen?“

„Es hat nichts mit dir zu tun, Kleine, man hat mich lediglich geschickt, damit ich etwas abhole. Lass mich rein, ich sehe mich um, nehme mir das, was ich suche, und gehe wieder. Ich werde dir keines deiner hübschen Haare auf deinem hübschen Kopf krümmen, das *verspreche* ich! Aber mach jetzt augenblicklich die Tür auf!“

Stephanie packte den Schürhaken mit beiden Händen und schüttelte den Kopf. „Nein!“ Jetzt hatte sie doch tatsächlich angefangen zu weinen, Tränen liefen ihr über die Wangen. Dann schrie sie auf und sprang erschrocken zurück, als eine Faust die Scheibe zertrümmerte und es Glassplitter auf den Teppich regnete. Der Mann starrte sie mit funkelnden Augen an und kletterte ins Zimmer, ohne sich um das gesplitterte Glas zu kümmern. Im sel-

ben Augenblick, in dem er einen Fuß auf den Teppich setzte, stürzte sie hinaus, rannte zur Haustür und versuchte, sie aufzuschließen.

Starke Hände ergriffen sie von hinten. Sie schrie erneut, als sie hochgehoben und über den Flur zurückgetragen wurde. Sie trat um sich und traf den Mann am Schienbein. Er stöhnte und ließ los. Stephanie drehte sich blitzschnell um und wollte ihm den Schürhaken über den Schädel ziehen, aber er erwischte ihn und entwand ihm ihrem Griff. Die andere Hand fuhr ihr an den Hals, sodass sie würgen musste. Sie bekam keine Luft mehr, als der Mann sie mit Gewalt zurück ins Wohnzimmer schob.

Er stieß sie in einen Sessel und presste sie in die Kissen.

„So, meine Kleine“, sagte er und verzog den Mund zu einem höhnischen Grinsen, „und jetzt gibst du mir ganz einfach den Schlüssel, ja?“

Genau in diesem Moment wurde die Haustür aus den Angeln gehoben, und Skulduggery Pleasant stürmte ins Haus.

Der Mann fluchte, ließ Stephanie los und holte mit dem Schürhaken aus, doch Skulduggery lief direkt in ihn hinein und verpasste ihm einen solchen Haken, dass Stephanie dachte, der Kopf des Mannes würde davonkullern. Er ging zu Boden und landete auf den Rücken, rollte sich jedoch herum und kam wieder auf die Beine, als Skulduggery zum nächsten Schlag ausholte.

Der Mann hechtete nach vorn. Die beiden prallten aufeinander und flogen über die Rückenlehne der Couch, wobei Skulduggery seinen Hut verlor. Stephanie sah kurz etwas Weißes über dem Schal aufblitzen.

Sie standen wieder auf, rangen miteinander, und der Mann versetzte Skulduggery einen solchen Schlag, dass dessen Sonnenbrille durchs Zimmer flog. Skulduggerys Antwort war gemein. Er fasste den Mann um die Taille, drehte sich etwas zur Seite und rammte ihn dann mit der Hüfte. Der Mann fiel um wie ein Baum.

Er fluchte kurz weiter, während er am Boden lag. Dann fiel ihm Stephanie ein, und er wollte sich auf sie stürzen. Stephanie sprang auf, doch bevor der Fremde bei ihr war, war Skulduggery zur Stelle und kickte ihm die Beine weg. Der Mann krachte mit dem Kinn auf einen niedrigen Beistelltisch und heulte auf vor Schmerz.

„*Du glaubst doch nicht, dass du mich aufhalten kannst!*“, brüllte er, während er versuchte, sich aufzurappeln. Er war offenbar nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. „*Weißt du überhaupt, wer ich bin?*“

„Keine Ahnung“, erwiderte Skulduggery.

Der Mann spuckte Blut und grinste herausfordernd. „Aber ich kenne *dich*“, sagte er. „Mein Meister hat mir alles über dich erzählt, Detektiv, und wenn du mich aufhalten willst, musst du dir schon etwas anderes einfallen lassen.“

Skulduggery zuckte die Schultern, und Stephanie beobachtete staunend, wie ein Feuerball in seiner Hand aufloderte, er ihn auf den Mann warf und dieser plötzlich in Flammen stand. Doch statt zu schreien, legte der Fremde den Kopf in den Nacken und brüllte vor Lachen. Die Flammen hüllten ihn zwar von oben bis unten ein, doch sie verbrannten ihn nicht.

„Weitermachen!“, lachte er. „Mach weiter!“

„Wenn du unbedingt willst ...“

Damit zog Skulduggery einen altmodischen Revolver aus seinem Mantel und drückte ab. Der Rückstoß riss seine Hand nach oben. Die Kugel traf den Mann in die Schulter, und er schrie auf. Er drehte sich um, stürzte zur Tür, stolperte, duckte sich und schlug Haken wie ein Hase, um nicht noch einmal getroffen zu werden. Wegen der Flammen sah er fast nichts, sodass er auf seinem Weg nach draußen im Flur vor die Wand lief.

Und dann war er verschwunden.

Stephanie starrte auf die Tür und versuchte zu begreifen, was da gerade Unmögliches geschehen war.

„Das bekommt man nicht alle Tage zu sehen, wie?“, bemerkte Skulduggery hinter ihr.

Sie drehte sich um. Zusammen mit seinem Hut hatte er auch seine Haare verloren. In dem Durcheinander hatte sie einen kalkweißen Schädel gesehen und erwartete nun, vielleicht einem glatzköpfigen Albino gegenüberzustehen.

Weit gefehlt.

Ohne Sonnenbrille und mit dem heruntergerutschten Schal ließ sich die Tatsache, dass er kein Fleisch auf den Knochen hatte, keine Haut, keine Augen und kein Gesicht, nicht leugnen.

Sein Kopf war ein Totenschädel.